

(p. 80), and “86 % of archaeologists were party members, reflecting a degree of organisation that far surpassed almost all other professions” (p. 81).

In light of these apparent incongruities, ultimately, who was Karl Hermann Jacob-Friesen: “objector or collaborator” (p. 6). With the answer being found in the Introduction itself, where it is stated that “this book starts from the idea of a concurrence between opposition and adherence to the regime” (p. 7), to a certain degree the subsequent pages perpetuate the initial question. At least until the Conclusions: Here, W. Döpcke finally clarifies the first question. For the author, despite the fact that Jacob-Friesen was released from the denazification process, his career is characterised “by a simultaneity of opposition to and support for the manifestations of the regime [...] [with] the pretence of representing a better and more rational National Socialism, he wanted to defend against ‘ridiculous exaggerations’” (p. 175), supporting, legitimising and reinforcing the National Socialist project. Intentions that, together, overlapped those of a simple ideological survivor.

This is another book generated in the field of the history of archaeology (even if not by an historian of archaeology), but a book that reassesses interpretations of an influential figure of the prehistoric archaeology produced between the Weimar Republic and National Socialism, to that end analysing, by means of heuristics and hermeneutics, discourses contained in numerous primary and secondary sources, even without collating the quite high number of realities observed with other similar ones already identified by a wide range of European archaeological and historiographical communities. Even so, a wider framework is lacking – particularly in space – of the basic ideas and practices for a more comprehensive and detailed understanding of the use of archaeology and, especially, of prehistory in the contemporary implementation of personal and institutional agendas, particularly in the Soviet Union, Italy and Spain. This absence is reflected in the bibliography itself, since the titles that would allow a comparison to be drawn between this case and others in other sciences, in particular the human and social sciences, are omitted. Only then it would be possible to determine hypothetical transversalities.

It is, fundamentally, a book resulting from extensive research conducted by the author in search of other visual and written narratives, which opened new perspectives in the field of prehistoric archaeology (p. VIII). A book to be read by experts and non-experts seeking to find out something more about the scientific work of Karl Hermann Jacob-Friesen during unavoidable moments of German history in the 20th century, and, by inherence, regarding the liaison between archaeology, politics and personal intents.

P-1069-061 Lisboa

Av. Berna, 26 C

E-Mail: ana.c.martins@netcabo.pt

Ana Cristina Martins

Instituto de História Contemporânea da FCSH-UNL

Universidade Nova de Lisboa

DIETRICH HAKELBERG / INGO WIWJORRA (Hrsg.), Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewusstseins in der Frühen Neuzeit. Wolfenbütteler Forschungen, hrsg. von der Herzog August Bibliothek, Band 124. Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2010. € 89,-. ISBN 978-3-447-06295-4. 572 Seiten, 4 Farbtafeln.

Der Publikation liegt ein Arbeitsgespräch gleichen Titels zugrunde, das vom 20.–23. 11. 2007 in der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel stattfand. Anlass war das durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft zwischen 2006 und 2009 geförderte Digitalisierungs- und Erschließungsprojekt „Archäologische Funde in der Frühen Neuzeit 1500–1806“, das 144 einschlägige frühneuzeitliche Drucke aus dem Fundus der Bibliothek im Internet zugänglich gemacht hat (<http://www>).

hab.de [letzter Zugriff: 15.12.2016]). Die beiden Herausgeber haben den Band, die Tagung und das erfolgreiche und verdienstvolle Digitalisierungsprojekt zu verantworten.

Mit den Begriffen ‚Vorwelten‘ und ‚Vorzeiten‘ beziehen sich die Herausgeber auf die mythische, vorrömische bzw. vormittelalterliche Zeit Mitteleuropas. Sie sehen die Archäologie dieser Epochen als „Auffüllung“ von ‚historischen Leerräumen‘ (S. 20). Das Vorbild dafür finden sie im italienischen Humanismus, stellen aber die allgemeine Gültigkeit der Definition der Arbeitsweise der Antiquare von Arnaldo Momigliano infrage. Die humanistische Idee einer historischen Landesbeschreibung sei nördlich der Alpen mit genealogischen Legitimationen eines uralten Herkommens verknüpft worden. Später kamen immer mehr Grabungen hinzu, deren Interpretation wegen der mangelnden Datierung eingeschränkt gewesen sei. Vor allem protestantische Pfarrer machten das Heidentum der Vorfahren zum Thema. Die klassische Altertumskunde des 18. Jahrhunderts habe sich dagegen „die Hebung des allgemeinen Geschmacks“ durch das antike Vorbild zur Aufgabe gemacht.

Der Einleitung durch die Herausgeber folgen vier Überblicksbeiträge. Auch Alain Schnapp bemüht sich in seinem Aufsatz über „Antiquare zwischen Geistes- und Naturwissenschaft“, den Wissenschaftlertyp des Antiquars näher zu bestimmen (S. 43). Er setzt ihn von anderen, wie z. B. den Architekten oder Juristen, ab. Außerdem zeigt er die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung der humanistischen Verarbeitung der indianischen Kulturen. Die von Schnapp hier mehrfach vorgenommene Trennung zwischen Antiquaren und anderen Gelehrten und zwischen der Geistes- und Naturwissenschaft halte ich jedoch für unhistorisch. Man kann diese Forscher der Frühen Neuzeit nur aus dem für sie charakteristischen universalwissenschaftlichen Modell heraus verstehen. Aus ihren verschiedenen Studienfächern der Artes, Jura, Medizin und Theologie resultieren auch bei ihrer antiquarischen Arbeit konzeptionelle und methodische Unterschiede.

Cornelia Wolff behandelt in ihrem Beitrag „Beschreibung ur- und frühgeschichtlicher Funde in handschriftlichen und gedruckten Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts“ nicht das Thema archäologischer Deskription, sondern stellt die noch wenigen Arbeiten dieser Jahrhunderte über ur- und frühgeschichtliche Funde im Kontext ihrer Deutungen vor: Großsteingräber, Runensteine, rätselhafte Steinkreise, Urnen als selbstgewachsene Gefäße, Urnen als heidnische Grabgefäße sowie Steingeräte. In einem Anhang veröffentlicht sie dankenswerterweise vier sonst schwer zugängliche Texte.

Helmut Zedelmaier untersucht historisches Wissen im 18. Jahrhundert anhand der Interpretationsmethoden des Marburger Professors Johann Hermann Schmincke in der Dissertationsschrift für Johannes Oesterling. Schmincke bezeichne seinen analogen Vergleich prähistorischer Steingeräte mit indianischen Objekten selbst als „conjectura“, Mutmaßung. Zedelmaier sieht hierin einen zentralen Aspekt der historischen Methodologie: Die werdende Geschichtswissenschaft habe sich gerade vom Unsicheren absetzen müssen und deshalb die Urgeschichte in den Bereich von Philosophie und Ethnographie verwiesen. Ergänzen muss man: Für eine historische Verortung fehlten die Chronologie und ethnische Einordnung der Funde, die Tatsache der Steinzeit war jedoch 1750 schon gesichert.

Stephan Cartiers Thema ist die langsame Durchsetzung der Verlängerung der Chronologie der Welt und der Menschheit „im Spannungsfeld naturwissenschaftlicher und historiographischer Zeithorizonte des 17. und 18. Jahrhunderts“. Der Autor meint, hier ein Beispiel für die Hypothese gefunden zu haben, Wissen werde durch Sprache generiert. Dagegen ist einzuwenden, dass sich Chronologie im 17. und 18. Jahrhundert noch nicht empirisch begründen ließ, da man ohne Inschrift nur relativ datieren konnte. Deshalb mag es sein, dass innerhalb dieses Bereiches der

Mutmaßungen sprachliche Strategien den Vorrang hatten. Jedenfalls konnte noch keine „Umcodierung“ aufgrund beweisbarer Ergebnisse erfolgen.

Martin Ott analysiert die süddeutschen Stadtchroniken von Sigismund Meisterlin bis zur Chronik von Kempten „zwischen historiographischer Konstruktion und archäologischer Empirie“. Die Zeitauffassungen liegen hier im Spannungsfeld zwischen der mittelalterlich-weltchronistischen Darstellung der Vorgeschichte seit Noah, dem gewünschten römischen Ursprung und der aus Italien importierten empirischen historisch-archäologischen Erforschung der römischen Vergangenheit. Um 1550 kann Ott eine Wende zur historischen Deutung der überwiegend epigraphischen Quellen belegen. Für die vorrömische Zeit jedoch musste man noch im Ungewissen verbleiben.

Anhand der frühneuzeitlichen „Archäologie in Klöstern“ zeigt Hans-Rudolf Meier, wie der genealogische Aufbau herrschaftlicher Identitäten auch noch bis Ende des 18. Jahrhunderts zur archäologischen Untersuchung von Grablegen und, wie im Mittelalter, zu Fälschungen führte. Noch pikanter als im Aufsatz dargestellt (S. 167): Elisabeth von Ungarn († 1336), von den Habsburgern 1770 gesucht, war gar keine Habsburgerin!

Der Kunsthistoriker Michael Niedermeier untersucht die „gefälschten mecklenburgischen Bodendenkmäler und die inszenierten Herrscherabstammungen im ‚englischen Garten‘“ auf die Verflechtung archäologischer und historischer Phänomene hin, vor allem am Beispiel der Dynastengeschichte von Mecklenburg-Strelitz. Ausgehend von einer sehr interessanten Interpretation des Gemäldes „Deutsche Opferpriesterin“ von Johann Gottlieb Puhlmann (1807) zeigt er u. a. die politische Bedeutung der Fälschungen der sogenannten Prillwitzer Idole.

Unter dem Titel „Schöne Freiheit. Motive adeligen Interesses für ‚Antiquitäten‘ in der Frühen Neuzeit“ macht Gerrit Walther in einem weiten Bogen von Kaiser Karl IV. zu Lord Byron die Bedeutung des antiken, humanistisch geprägten Vorbilds für den Adel deutlich. Zu Recht stellt er jedoch kurz fest, dass die Überreste der Ur- und Frühgeschichte nur bedingt als Vorbilder einsetzbar waren. Diese Art von Monumenten habe sich nur als Zeichen des heroischen Ursprungs und der adeligen Kontinuität vor Ort verwenden lassen (S. 221).

Michał Mencfel behandelt „Sammlungen schlesischer Altertumsforscher um 1700“ und bespricht zwei wichtige Aspekte der archäologischen Erforschung der ersten Urnengräber: Nachdem die historische Qualität der Urnen um 1600 anerkannt worden war, seien sie Zeugen für die Vorfahren und ihr Heidentum geworden, aber auch Gegenstand von Pietät. Das als Vitrine für die Urnen und als Grabdenkmal eingesetzte Symbol der Pyramide habe im Sinne des barocken *memento mori* eine Verbindung zwischen dem Tod der Vorfahren und dem eigenen Tod geschaffen.

In einer sehr schönen Studie zu „Archäologischen Funden in bürgerlichen Privatsammlungen des 17. und 18. Jahrhunderts: Das Beispiel der Leipziger Apothekerfamilie Linck“ analysiert Frauke Kreienbrink die Veränderung der Ordnung der Sammlung zwischen 1727 und 1807 im Kontext der Personen- und Wissenschaftsgeschichte. Sie zeigt, dass die Apotheker die prähistorischen Steinbeile ihrer Sammlung trotz der richtigen Deutung als Artefakte noch 1807 als *lapides figurati* den Mineralien zugeordnet hatten und dass diese konservative Sammlungsordnung im 18. Jahrhundert mit der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht Schritt hielt.

Auch Claudia Rüttsche gewährt „Einblicke in die archäologische Sammeltätigkeit einer gelehrten Bürgerschaft im 17. und 18. Jahrhundert am Beispiel der Zürcher Kunstammer“. Durch ihr Zustandekommen aus bürgerlichen Spenden sei die Sammlung zunächst sehr heterogen gewesen. Erst der Arzt und Diluvianer Johann Jakob Scheuchzer habe ihr wissenschaftliches Format und Systematik verliehen. Wichtig ist Rüttsches Beobachtung, dass Scheuchzer archäologische Funde in alle Kategorien der Naturalia und Artificialia einordnete und dass sie dann nach dem Material

gegliedert waren, wofür, so muss man ergänzen, er auch Fundstücke analysierte (Beitrag Leu [s. u.], S. 378). Die genauere Einteilung der Funde und die archäologische Bedeutung der Sammlung wird aus diesem Beitrag leider nicht deutlich genug.

Volker Heenes widmet sich „Jacopo Strada – Goldschmied und Maler, Antiken- und Münzhändler, Sammler und Antiquarius Caesareus“. Ausgehend vom negativen Urteil des spanischen Juristen und Geistlichen Antonio Agustín untersucht Heenes Stradas Lebenslauf und seine Dienstverhältnisse bei Johann Jakob Fugger, Kaiser Maximilian II. und dem Bayernherzog Albrecht V. sowie sein einziges gedrucktes Werk zu Herrscherbildnissen aufgrund von Münzen. Heenes kommt zu dem Schluss, dass Agustíns Urteil berechtigt ist. Noch deutlicher hätte werden sollen, dass Strada dabei vor Fälschungen und Verfälschungen nicht zurückschreckte. Agustín warf ihm Plagiat vor. Er war ein Händler, kein studierter Gelehrter.

Ein Autor wissenschaftlicher Schriften war der Breslauer und Beuthener Lateinschüler und Dichter Martin Opitz, der sich während des Dreißigjährigen Krieges der Epigraphik widmete. Harald Bollbuck zeigt in seinem Aufsatz „Imitation, Allegorie, Kritik – Antikenfunde bei Martin Opitz“ eindringlich, wie Opitz, der über ein potentes Gelehrtennetzwerk verfügte, die Inschriften für verschiedene Bereiche seiner Schriften einsetzte, wie sie ihm nach humanistischem Muster als Vorbilder dienten und ihn zu moralischen Allegorien anregten, aber auch halfen, Fälschungen zu widerlegen, wie er aber letztlich in seiner Arbeit durch den Krieg behindert wurde.

„Der Tiroler Archäologe Anton Roschmann (1694–1760) und die Ruinen der Römerstadt Aguntum“ stehen im Mittelpunkt des Beitrags von Florian Martin Müller und Florian Schaffentrath. Die Autoren erläutern die Rolle des Juristen Roschmann in der katholischen Academia Taxiana sowie den humanistischen Zusammenhang, in den seine archäologischen Grabungen bei Lienz im Pustertal gehören. Ein Vergleich seiner Ergebnisse von 1746 mit ihren heutigen Nachgrabungen zeigt seine methodische Modernität (S. 364, 366 Abb. 2). Einen exakten Grundriss der ergrabenen Gebäude aber zeichnete erst der Architekt Josef Anton Nagel 1753 im Auftrag des Kaisers (S. 368 Abb. 5).

Den vielseitig geisteswissenschaftlich interessierten schweizerischen Theologen und Historiker Johann Caspar Hagenbuch zeigt Urs B. Leu in seinem wissenschaftlichen Umfeld u. a. im Züricher „Collegium Humanitatis“, in verschiedenen Akademien und seiner Privatbibliothek. Seine archäologischen Verdienste habe sich Hagenbuch als Epigraph erworben. So sei ihm durch die Richtigstellung des lateinischen Namens für Zürich eine wichtige „Entmythologisierung“ der Schweizer Geschichte gelungen.

Jan Albert Bakker beleuchtet „Hünengräber- und andere archäologische Forschungen in den östlichen Niederlanden und dem westlichen Deutschland vom 16. bis 18. Jahrhundert“. Während Ritter Sweder Schele aus Osnabrück (1569–1639) und der Mediziner Johann Picardt (1600–1670) noch an Riesen, weiße Frauen und an die Geschichtsfälschung des Annius von Viterbo glaubten, hätten mit der Dichterin Titia Brongersma (um 1650 – nach 1687), dem Juristen Jodocus Hermann Nunningh (1675–1753) und dem mit ihm befreundeten Arzt Johann Heinrich Cohausen (1665–1750) Grabungen und eine Entmythologisierung der Funde begonnen. Erst der Jurist Johannes van Lier habe 1760 nicht mehr mit Riesen zu kämpfen gehabt und seine Grabungsergebnisse schon in das Schema des Lukrez einpassen können. Die chronologische Ordnung Bakkers lässt hier die Entwicklung klar erkennen.

Vorstellung von Riesen als Baumeister der neolithischen Megalithbauten sowie Untersuchungen von Großsteingräbern vor allem im 17. Jahrhundert, in denen man sich mit dem Riesenglauben, den ‚subterranei‘ oder den weißen Frauen positiv oder negativ auseinandersetzte, sind auch Thema des Beitrags „Neolithische Megalithgräber und ihre Deutung. Großsteingräber zwischen biblisch

geprägtem Weltbild, Volksüberlieferung und empirischer Untersuchung“ von Claudia Liebers. Die archäologische Literatur sei so auch eine der wichtigen Quellen für die Sagenforschung.

Der Beitrag von Klaus Graf „Archäologisches zu populären Erzählungen der Frühen Neuzeit“ dagegen ist theoretischer Natur. Graf ist der meines Erachtens berechtigten Auffassung, dass spätmittelalterliche und frühneuzeitliche sogenannte Volksüberlieferung zur Vergangenheit eine Verarbeitung gelehrten Kulturgutes darstellt. Allerdings wäre es schön gewesen, wenn er das auch z. B. am Riesenglauben bewiesen hätte.

Gerd Dethlefs beschäftigt sich in „Von der Landesgeschichte zu den Heidengräbern der Vorzeit“ mit katholischen und lutherischen „Archäologen im Westfalen des frühen 18. Jahrhunderts“ und, wie Bakker, mit Nunningh (hier modernisiert Nünning). Sehr gut gelungen ist die Besprechung des Frontispiz und des humanistischen Gesamtkonzepts seiner historischen Landesbeschreibung. Auch die politisch-religiöse Verstrickung kommt nicht zu kurz, sie sei aber nicht wesentlich. Nunningh habe eine überkonfessionelle Gelehrtenkorrespondenz geführt und sich um objektivierbares Wissen bemüht, was ihn zu einem frühen Aufklärer mache.

Zur Frage der Definition des Antiquars (hier: Antiquarianismus) kehrt Jan Marco Sawilla in seinem Aufsatz „Von ‚Totden=Töpfen und anderen Merckwürdigkeiten‘. Zur Reflexion heidnischer Bestattungsriten und ihren Überresten in Norddeutschland um 1700“ zurück. Um zu zeigen, dass Antiquarianismus nicht nur Sammeln und Ordnen bedeutet und keine „empirische Trivialität“ sei (S. 506), beschäftigt er sich mit den Arbeiten von Johann Daniel Major, Trogillus Arniel und Martin Mushard über die Cimbern. Die Geschichte der Cimbern habe die Gelehrten zur Frage der Besiedlung Nordeuropas und zur Historisierung der dortigen prähistorischen Denkmäler geführt. Dankenswert ist Sawillas Betonung der führenden Rolle von Johann Daniel Major in diesem Prozess.

Schließlich widmet sich Jens Wehmann den „Ausgrabungen des David Sigismund Büttner. Ein Beispiel für die Interpretation archäologischer und paläontologischer Funde in der Frühen Neuzeit“. Der Autor analysiert Werke des Querfurter Diakons Büttner, der in den Kreis des Halleschen Pietismus um August Hermann Francke gehört. Obwohl Theologe, habe sich Büttner für naturgeschichtliche Fragestellungen interessiert und ein Naturalienkabinett angelegt. Er habe deshalb mit naturgeschichtlich arbeitenden Mediziner, besonders mit Diluvianern korrespondiert. Wehmann zeigt sehr schön, dass die Fossilienforschung bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht zum biblischen Weltbild in Widerspruch stand. Vor diesem Hintergrund charakterisiert er Büttner als Universalgelehrten.

Der Band versammelt somit Arbeiten zu einem vor allem in Deutschland lange vernachlässigten Thema. Die noch immer grundlegenden Werke stammen aus den 1920er und 1930er Jahren und sollten das neu entstehende Fach Ur- und Frühgeschichte in seiner damaligen Ausprägung ideologisch und teilweise auch nationalsozialistisch begründen. Vor allem waren sie aber evolutionistisch, fach- und ergebnisorientiert. So sollte Forschungsgeschichte heute nicht mehr geschrieben werden. Die beiden Herausgeber wählten deshalb einen ganz anderen Ansatz: „Archäologie als Spiegel historischen Bewusstseins“. Damit wiesen sie der Archäologie aber eine passive Rolle für die Entwicklung des Geschichtsbildes zu und stellten die Bedeutung des empirischen archäologischen Arbeitens in dieser Zeit infrage. Diese Auffassung drückt sich auch im Vorwort des Bandes aus. Der Direktor der Herzog August Bibliothek Helwig Schmidt-Glintzer sieht „keine eindeutige geistige und ideologische Entwicklungsrichtung“ und schließt: „Die Archäologie war zu einer Sphäre der Aushandlung von Deutungsangeboten und Deutungsmöglichkeiten geworden.“ Also bedeutungslos.

Die Autoren wurden aus verschiedenen Disziplinen ausgewählt. Außer Jan Albert Bakker und vielleicht noch Frauke Kreienbrink und Cornelia Wollf haben sie andere Schwerpunkte als die Prähistorie, vor allem Geschichte, Germanistik, Klassische Archäologie und Kunstgeschichte (S. 567–572). Die Herausgeber kommentieren: „Das Arbeitsgespräch zeigte, dass die Geschichte der Archäologie einer fachexternen Perspektive (...) bedarf“ (S. 37).

Als eine Folge dieser Auswahl stehen Geistes- und Mentalitätsgeschichte im Vordergrund, nicht aber die empirische archäologische Arbeit und deren Beweisführung. Durch das Fehlen einer zeitlichen und räumlichen Differenzierung und die Untersuchung überwiegend mittelmäßiger Gelehrter wird leider die Forschungsentwicklung nicht deutlich. Schon in dieser Zeit vorhandene Schulen bleiben unklar.

Der hier gegebene Überblick zeigt, dass die Herausgeber die Tagungsbeiträge – unter Gliederungsüberschriften wie „Sammler und Sammlungen“, „Ausgräber, Gelehrte, Antiquare“ und „Archäologie und erzählte Vorzeit“ – entsprechend unhistorisch ordneten. Es handelt sich um keine chronologische, keine regionale, aber auch um keine thematisch eindeutige Gliederung, zumal sich die Bereiche überschneiden. Welcher Ausgräber war denn in der Frühen Neuzeit nicht gleichzeitig ein Sammler, ein Gelehrter, ein Antiquar, wer beschäftigte sich nicht auch oder überwiegend mit „Herkommen und Tradition“ und rang mit „Glauben und Wissen“? Schwierig ist es also, sich nach dieser Gliederung zu orientieren. Als Hilfe bleibt lediglich das erfreulicherweise mit Lebensdaten ausgestattete Personenregister. Um dieses allerdings gezielt einsetzen zu können, benötigt man einen erheblichen Wissensstand, der gerade in diesem vernachlässigten Feld nicht vorausgesetzt werden kann. Ein die heterogenen Ergebnisse zusammenfassendes Nachwort hätte sicher geholfen.

Selbstverständlich ist der fachübergreifende Ansatz dennoch positiv zu werten, beides ist nötig, fachliches Verständnis und weite Perspektive. In einigen Beiträgen ist durchaus zu spüren, dass die Marginalisierung des archäologischen Arbeitens auch in dieser Zeit nicht greift, und in welchem Ausmaß Archäologie das historische Bewusstsein geprägt hat (und nicht nur umgekehrt): Entmythologisierung der ‚Vorzeit‘ ja, Erweiterung der historischen Zeit noch nicht.

Sehr positiv ist die Qualität der redaktionellen Arbeit zu bemerken. Das Buch weist kaum Fehler auf, selbst sprachlich schwierige Texte wurden nahezu perfekt redigiert. Vor allen Dingen aber zeigen die überwiegend sehr lesenswerten Beiträge eindringlich das Potenzial des vernachlässigten Forschungsgebietes, dem das Wolfenbütteler Digitalisierungsprojekt alte Quellen neu erschlossen hat.

E-28250 Torrelodones (Madrid)
Calle Del Depósito, 4
E-Mail: sasse-kunst@gmx.de

Barbara Sasse